Schaller

Sonderdruck aus:

Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert

Herausgegeben von Peter Weimar
(= Zürcher Hochschulforum, Band 2)

a149608

Mit freundlichem Gruß
von Ihrem H.M.S.

Copyright 1981 Artemis Verlag Zürich und München

Inhalt von
„Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert"

Vorwort

Peter Classen
Die geistesgeschichtliche Lage
Anstösse und Möglichkeiten

Hermann Levin Goldschmidt
Der Beitrag des Judentums

Joachim Ehlers
Die hohen Schulen

Albert Zimmermann
Die Theologie und die Wissenschaften

Helmut Meinhardt
Die Philosophie des Peter Abaelard

Gerhard Otte
Die Rechtswissenschaft

Armin Wolf
Gesetzgebung und Kodifikationen

Heinrich Schipperges
Die Rezeption arabisch-griechischer Medizin und
ihr Einfluss auf die abendländische Heilkunde

Matthias Schramm
Roger Bacons Begriff vom Naturgesetz

Adolf Reinle
Architekturlehre

Kurt von Fischer
Musica

Hans Martin Schaller
Dichtungslehren und Briefsteller

Wolfgang Kluxen
Der Begriff der Wissenschaft

Hans Martin Schaller

—

Dichtungslehren und Briefsteller

«Dichtungslehren und Briefsteller» – das scheint auf den ersten Blick ein Thema zu sein, das eigentlich nur für ein paar Fachleute, nicht aber für einen grösseren Leserkreis interessant ist. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber, dass auch diese verhältnismässig abseitige Literatur etwas zum Verständnis des 12. Jahrhunderts, ja vielleicht sogar des Mittelalters überhaupt beitragen kann. Diesen grösseren Zusammenhang immer wieder sichtbar werden zu lassen soll mit ein Ziel der folgenden Ausführungen sein.

Es geht um zwei Sparten der Fachliteratur des lateinischen Mittelalters: um die Lehre von der Dichtkunst (Ars poetica oder Ars versificatoria) und um die Lehre vom Prosastil insbesondere in Briefen und Urkunden (Ars dictaminis oder Ars dictandi). In ausgereifter Form begegnen uns Dichtungslehren und Briefsteller im Mittelalter erstmals im 12. Jahrhundert, und insofern passt die Beschäftigung mit ihnen zum Generalthema dieses Sammelbandes. Fraglich ist nur, ob wir es auch bei unseren beiden Artes mit einer «Renaissance» zu tun haben. Wenn wir unter «Renaissance im 12. Jahrhundert» eine Art Vorläufer jener grossen geistigen Bewegung verstehen, die im 14. Jahrhundert von Italien ausging und dann ganz Europa erfasste, müssen wir unsere Frage verneinen. Denn die Dichtungslehren und Briefsteller des 12. Jahrhunderts greifen nur zum Teil und mit ganz anderer Zielsetzung auf das Bildungsgut der klassischen Antike zurück, und sie verkörpern auch kein neues Welt- und Lebensgefühl, wie wir es später bei den Humanisten finden[1]. Wenn wir aber unter «Renaissance» ein blosses Wiederaufblühen von Wissenschaften verstehen, dann ist dieser Ausdruck berechtigt[2]. Denn nach langen Jahrhunderten des Schweigens finden wir im 12. Jahrhundert neben vielem anderen auch die ersten Versuche, klare Regeln für die Abfassung von Dichtungen und Prosatexten aufzustellen und in ein System zu bringen. Es wäre allerdings zu hoch gegriffen, hier von einer wissenschaftlichen Theorie oder auch nur von einer theoretischen

Grundlegung zu sprechen. Unsere Autoren stellten – zumindest in den Anfängen – keine tiefgründigen philosophischen Betrachtungen an über das Wesen der Poesie oder über das Wesen der Sprache. Es ging ihnen in erster Linie um die Darbietung von Techniken.

Uns Heutigen ist der Gedanke selbstverständlich, dass zum Dichten und Schriftstellern eine gewisse Begabung, vielleicht sogar eine gewisse Genialität gehört. Das Mittelalter – und mit ihm die frühe Neuzeit bis zum «Sturm und Drang» – waren da bekanntlich anderer Meinung. Dichten und schöne Prosatexte abfassen – das waren erlernbare Fähigkeiten, die in den Dom- und Klosterschulen ja in reichem Masse geübt wurden[3]. Die schöpferische Persönlichkeit war noch nicht entdeckt.

Bei alledem darf man freilich nicht vergessen, dass sich ein mittelalterlicher Intellektueller sprachlich in einer ganz anderen Lage befand als ein heutiger Gebildeter[4]. Um 1100 war wissenschaftliche Literatur in Europa nur in lateinischer Sprache möglich, und es sollten noch Jahrhunderte vergehen, bis sich das änderte. Die Dichtung war schon weiter. In Deutschland und Frankreich etwa gab es bereits beachtenswerte Werke in der Volkssprache, und andere Länder sollten bald folgen. Aber es dauerte noch einige Zeit, bis die Volkssprachen imstande waren, formal und inhaltlich so raffinierte Wortkunstwerke zu schaffen, wie sie die lateinische Dichtung des 12. Jahrhunderts hervorbrachte. Man darf ja nie vergessen, dass das Dichterideal des Mittelalters der «poeta doctus» war, der vielseitig gebildete, ja gelehrte Dichter, der mit Zitaten und feinsinnigen Anspielungen prunkte und alle Mittel der Rhetorik vollendet beherrschte. Wer in Europa um 1100 eine Dichtung von Rang, eine wissenschaftliche Abhandlung oder auch nur einen Brief oder eine Urkunde abfassen wollte, musste das in lateinischer Sprache tun. Zwischen der Muttersprache und der Hoch- beziehungsweise Schriftsprache lag also eine Kluft, die in den germanischen Ländern natürlich noch viel tiefer war als etwa in Italien. Dementsprechend hatte ein Gebildeter des 12. Jahrhunderts ein ganz anderes Verhältnis zu seiner Schriftsprache als ein heutiger Intellektueller. Wir können uns nicht ohne weiteres über die Regeln der deutschen Grammatik hinwegsetzen, neue Wörter erfinden oder uns eines neuen, gekünstelten Sprachstils bedienen. Ein Gebildeter des Mittelalters dagegen konnte mit dem Lateinischen durchaus so umgehen; er war nicht behindert durch einen allgemein verbindlichen Sprachgebrauch. Wenn etwa Hugo Primas von Orleans im 12. Jahrhundert, um den Inhalt des Alten und des Neuen Testaments möglichst knapp in Verse zu fassen, die Hexameter dichtete

«Quos anguis tristi virus mulcedine pavit,
hos sanguis Christi mirus dulcedine lavit»[5].

(«Diejenigen, die das Gift der Schlange durch elende Schmeichelei in Furcht versetzt hat, die hat das wundersame Blut Christi durch seine Süsse gereinigt»), so hätte ein solches Wortkunstwerk wohl kaum das Verständnis oder gar den Beifall eines antiken Römers gefunden. Überhaupt scheint es, dass lebende Sprachen eine gewisse Abneigung gegen die Künste der Rhetorik haben und sie viel seltener verwenden, als das die Autoren des mittelalterlichen Lateins taten.

Auf der anderen Seite war ein mittelalterlicher Autor aber auch stärker an sprachliche und literarische Traditionen gebunden. So gut wie seine Muttersprache wird er das Lateinische selten beherrscht haben. Um einen Gedanken oder eine Empfindung klar und vollkommen auszudrücken, musste er also oft auf bewährte Vorlagen zurückgreifen: auf die Poesie und Prosa antiker oder frühchristlicher Dichter und Schriftsteller. Diese wiederum waren ihm häufig nicht aus dem Original, sondern nur aus Florilegien, aus Sentenzensammlungen, aus Blütenlesen aller Art bekannt. Und so spielt denn in der mittelalterlichen Literatur der Topos, das überlieferte Klischee, eine ausserordentliche Rolle[6]. Das muss man immer beachten, darf dabei aber bloss nicht in den Fehler verfallen, die Aussage eines mit Topoi durchsetzten Textes nicht ernstzunehmen. Wenn etwa, um ein bekanntes Beispiel zu erwähnen, Einhard in seiner Lebensbeschreibung Karls des Grossen den fränkischen Herrscher vielfach mit Phrasen schildert, die den Kaiserbiographien Suetons entnommen sind, so braucht man deswegen noch lange nicht an der Richtigkeit der Einhardschen Darstellung zu zweifeln. Der fränkische Chronist wählte aus den ihm aus der Literatur bekannten Denk- und Ausdrucksschemata eben diejenigen aus, die ihm für die sprachliche Gestaltung seiner Aussage am passendsten erschienen. In diesem Spannungsverhältnis zwischen durch die Tradition bestimmter formaler und inhaltlicher Gebundenheit einerseits und grosser Freiheit in der Behandlung der lateinischen Sprache andererseits stehen auch die Dichtungslehren und Briefsteller des 12. Jahrhunderts.

Dichtungslehren

Im 12. Jahrhundert erlebt die lateinische Dichtung des Mittelalters bekanntlich eine Blütezeit; vor allem in Frankreich, daneben aber auch in Deutschland und England[7]. Es genügt wohl, Namen zu nennen wie – in chronologischer Reihenfolge – Marbod von

Rennes, Baudri (Balderich) von Bourgueil, Hildebert von Le Mans, Petrus Abaelard, Hugo Primas von Orleans, Nivardus von Gent, Adam von St. Victor, Alanus von Lille, Petrus von Blois, Walter von Châtillon und den Archipoeta. Diese Blütezeit ist gekennzeichnet durch einen bis dahin nicht dagewesenen Reichtum an Formen und Inhalten. Uns interessiert hier natürlich in erster Linie das Formale. In dieser Hinsicht ist die Dichtung des 12. Jahrhunderts teils rückwärts, teils vorwärts gewandt. Rückwärts gewandt ist sie, weil sie in starkem Masse auf die Kunstformen der antiken Poesie zurückgreift, und insofern kann man vielleicht mit einigem Recht von einer «Renaissance» sprechen. Vom Hexameter und vom Distichon abgesehen, bezogen die Dichter des 12. Jahrhunderts ihre Kenntnis antiker Versformen allerdings nicht von den klassischen Autoren selbst, sondern aus Lehrbüchern des 5. und 6. nachchristlichen Jahrhunderts, aus Martianus Capella und aus Boethius. Vorwärts gewandt ist die Dichtung des 12. Jahrhunderts, weil sie mehr als je zuvor auch den Rhythmus verwendet und damit einer ausgesprochen mittelalterlichen Kunstform huldigt[8]. Die antike Dichtung war ja metrisch, d. h. die Betonung der Silben richtete sich nach deren Quantität. Die mittelalterliche Dichtung entwickelte daneben noch eine andere Kunstform, die Rhythmik. In einer rhythmischen Dichtung richtet sich die Betonung der Silben nach dem Wortakzent. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Vagantenstrophe.

Dieses künstlerisch, literarisch und wissenschaftlich so reiche 12. Jahrhundert hat nun auch die ersten Dichtungslehren des Mittelalters hervorgebracht. Der Begriff bedarf allerdings der Erläuterung. Es geht in diesen Traktaten nicht um eine allgemeine Theorie der Dichtung, ihres Wesens, ihrer Wirkung, ihrer Gattungen und ihrer Ausdrucksformen. Es geht auch nicht um die gedankliche Auseinandersetzung von Dichtern mit dem Problem der Dichtung überhaupt und mit ihren eigenen Werken[9]. Von alledem finden sich im 12. Jahrhundert nur Ansätze. Es geht vielmehr im wesentlichen um Anleitungen zum Verseschmieden und Gedichtemachen, also mehr um Ars versificatoria als um Ars poetica. Das heisst auch, dass von der dramatischen Dichtung, von Tragödie und Komödie, kaum die Rede ist.

Vor dem 12. Jahrhundert hatte man sich im Abendland mit den aus der Antike überkommenen Dichtungslehren begnügt; vor allem also mit einschlägigen Äusserungen bei Cicero, bei Horaz und beim Auctor ad Herennium[10]. Gelegentlich benutzte man auch Quintilians «Institutio oratoria»[11]. Für ein Teilgebiet der Poetik, nämlich für die Colores rhetorici, standen im übrigen auch mittelalterliche Traktate zur Verfügung[12]. Dieses verhältnismässig

geringe Interesse des frühen und hohen Mittelalters an einer geistigen Auseinandersetzung mit der Dichtung ist leicht zu verstehen, wenn man zweierlei bedenkt:

1. Der wichtigste Träger der mittelalterlichen Kultur, die christliche Kirche, war der Poesie jahrhundertelang ausgesprochen feindlich gesonnen: poesis gleich fictio, Dichtung gleich Erdichtung – mit dem Beigeschmack der Unwahrheit, ja der Lüge. Dem stellte man entgegen die Wahrheit der schlichten Sprache der Evangelien[13]. Manche mittelalterliche Autoren haben daher bewusst den – vermeintlich – einfachen, ja bisweilen grammatisch nicht korrekten Stil der lateinischen Bibel, den stilus humilis oder rusticus, gepflegt[14]. Berühmt geworden ist die Äusserung Papst Gregors des Grossen (590–604), er finde es empörend, die (ihm geoffenbarten) Worte des Heiligen Geistes den Regeln des (Grammatikers) Donatus zu unterwerfen[15]. Der Heilige Geist ist nicht an die Regeln der Grammatik gebunden. Darüber hinaus nahm man auch Anstoss an dem heidnischen, obszönen und frivolen Inhalt mancher antiken Dichtung.

2. Und wo das Mittelalter die Poesie als Kulturgut anerkannte, stand es ihr doch ganz anders gegenüber als wir Heutigen. Man hatte kein inneres Verhältnis zu den Gestalten der Dichter, zu Form und Inhalt ihrer Werke. Schöpferische Phantasie konnte man noch nicht recht würdigen. Man war zwar auch der Meinung, dass die Poesie – als gebundene Sprache – älter und, da von höheren Mächten inspiriert, vornehmer sei als die Prosa. Dennoch sah man ihren Wert vor allem darin, dass sie Regeln für die Grammatik, Rhetorik und Metrik lieferte und dass sie zugleich eine Fundgrube für mythologische, poetologische und nicht zuletzt moralische Belehrung darstellte[16].

Demgegenüber brachte das 12. Jahrhundert vor allem in Frankreich einen bemerkenswerten Fortschritt, denn in den dortigen Schulen erfreuten sich nun die «auctores», d. h. die antiken Klassiker, grösserer Wertschätzung, und zwar nicht nur, wie bisher, als Lieferanten von Bildungsstoff, sondern auch als Vermittler einer ganz bestimmten Weltanschauung, nämlich eines neuen, wenn auch christlich gedeuteten Platonismus. Und es kann kein Zweifel daran herrschen, dass dieser vor allem in der Schule von Chartres gepflegte Platonismus auch die lateinische Dichtung des 12. Jahrhunderts nachhaltig angeregt und beeinflusst hat[17]. Ausserdem scheint man dort und damals auch ein neues, stärkeres Empfinden für das rein ästhetische Erlebnis grosser Dichtung entwickelt zu haben. Vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund muss man auch die Dichtungslehren des 12. Jahrhunderts sehen.

Der erste, der sich, an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert,

zur Poetik geäussert hat, war Marbod von Rennes[18]. Seine Bildung verdankte er der Domschule von Angers und deren Leiter Rainald, einem Schüler des berühmten neuplatonischen Philosophen und Theologen Fulbert von Chartres. Marbod lehrte später selbst an seiner alten Schule, wurde 1096 Bischof von Rennes und starb 1123. In seinem Lehrgedicht «De ornamentis verborum»[19] erklärt er in Anlehnung an den Auctor ad Herennium die rhetorischen Figuren und liefert passende Beispiele in Form von eigenen Gedichten gleich mit. Bemerkenswerter ist seine wohl 1102 entstandene Gedichtsammlung «Liber decem capitulorum». In deren erstem Stück («De apto genere dicendi»)[20] blickt Marbod auf seine Jugendzeit zurück und bereut seine damals verfassten Gedichte, teils wegen ihres leichtfertigen Inhalts, teils wegen ihrer mangelhaften Form. Er will künftig keine Schlüpfrigkeiten mehr schreiben, den Ohren nicht mehr schmeicheln durch wohlklingende Worte und auf süsstönende Metren und auf Konzinnität, also harmonische Satzkonstruktion, verzichten. Daran anschliessend gibt er Ratschläge für den richtigen Sprachstil; die Sprache soll sein: durchsichtig klar (perspicuus), fehlerfrei (vitio carens) und reich an rhetorischen Figuren (schemate vernans). Der Dichter, der diese Regeln befolgt, wird angenehm und nützlich zugleich sein und sowohl das Gemüt wie die Ohren der Lesenden fesseln.

Die erste umfassende Dichtungslehre des Mittelalters hat jedoch erst Matthäus von Vendôme geschrieben[21]. Seine genauen Lebensdaten kennen wir nicht, wohl aber seinen recht aufschlussreichen Bildungsgang[22]. Um 1150 lebte er in Tours als Schüler des berühmten platonisierenden Naturphilosophen Bernardus Silvestris. Danach war er selbst Lehrer; er erteilte Grammatikunterricht in Orleans, dem alten Zentrum der Rhetorik. Schliesslich ging er nach Paris, wo er anscheinend Logik studierte. Zuletzt treffen wir ihn wieder in Tours. Aus seiner Lehrtätigkeit in Orleans ist seine Dichtungslehre oder Ars versificatoria erwachsen. Dieses Werk – Matthäus scheint es «Summula metri» genannt zu haben – besteht aus einem Prolog, in dem sich der Verfasser gegen Feinde und Neider wendet, und vier Teilen. Der Prosatext wird immer wieder von eigenen oder fremden Versen oder Gedichten unterbrochen, mit deren Hilfe Matthäus seine theoretischen Erörterungen veranschaulichen will. Ich darf vielleicht den Inhalt des Werkes in Stichworten wiedergeben.

I. Teil: Inhalt eines Gedichtes. – Definition der Begriffe «Vers» und «Epitheton». Ratschläge für die verschiedenen Möglichkeiten, ein Gedicht anzufangen. Die Beschreibung von Personen und deren Attribute. Die Beschreibung von Geschehnissen. Die Schilderung von Jahreszeiten und von Orten.

II. Teil: Form der Wörter. – Die Adjektive auf die verschiedenen Endungen, die Komparative, die Verben. Polemik gegen den leoninischen Hexameter, in dem Zäsur und Versschluss reimen.

III. Teil: Die Ausdrucksweise. – Die einzelnen Schemata (rhetorischen Figuren). Die Tropen (Ersatz von Begriffen durch bildhafte Ausdrücke).

IV. Teil: Die poetische Gestaltung des Stoffes. – Stilfehler, die der Dichter vermeiden soll. Variationen in der Ausdrucksweise. Die Verbesserung von Schülerarbeiten. Regeln für den Versbau bei Hexametern und Pentametern. Empfehlungen für den Schluss eines Gedichtes.

Zur Erholung und weiteren Belehrung des Schülers, der dieses Werk durchgearbeitet hatte, verfasste Matthäus gleich noch eine Sammlung von 21 Briefen in Distichen; einen «poetischen Briefsteller» also, aber ohne theoretische Einleitung[23]. Die Briefe sollten offensichtlich die Anwendung der Regeln der Ars poetica in der Praxis zeigen. Vom Inhalt her sind sie jedenfalls sehr lebensnah, denn sie spielen im Milieu von Klerikern und Studenten, deren Lebenswandel nicht gerade sehr erbaulich gewesen zu sein scheint.

In seiner Ars poetica polemisiert Matthäus von Vendôme gelegentlich gegen andere Lehrer der Dichtkunst[24], doch ist uns von deren Werken nichts überliefert. Erst am Ausgang des 12. Jahrhunderts begegnet uns wieder eine Dichtungslehre, die des Galfredus oder Gaufridus de Vino Salvo (Geoffroi de Vinsauf)[25]. Galfred, ein in der Normandie um 1150 geborener Engländer, studierte in England, Frankreich und Italien und stand zeitweise im Dienst des englischen Königs Richard Löwenherz. Seine Dichtungslehre scheint zuerst, 1193, dem deutschen Kaiser Heinrich VI. zugedacht gewesen zu sein; nach dessen Tod (1197) überarbeitete er sie und widmete sie nun, bald nach 1199, Papst Innocenz III.[26]. Galfreds Dichtungslehre hatte ausserordentlichen Erfolg; man nannte sie bald «Poetria nova», sah in ihr also ein Gegenstück zur «Ars poetica» des Horaz, der «Poetria vetus». Im grossen und ganzen behandelt Galfred dieselben Gegenstände wie vor ihm Matthäus von Vendôme, nur dass er sich bei den Versformen auf den Hexameter beschränkt, den Stoff vielfach anders gliedert und ganz andere Beispiele zur Veranschaulichung bringt. Ausserdem ist sein Werk vollständig in Hexametern abgefasst, während die Ars des Matthäus ja eine Mischung von Poesie und Prosa darstellt. Inhaltlich stark verwandt mit der Poetria nova ist ein zweites, vorwiegend in Prosa abgefasstes Werk Galfreds, das «Documentum de modo et arte dictandi et versificandi»[27]. Damit haben wir unseren Überblick über die Dichtungslehren des

12. Jahrhunderts beendet, und der Laie wird mit Recht fragen, worauf denn diese Flut von Regeln und Empfehlungen, mit denen die Ars poetica einen angehenden Dichter überschüttete, eigentlich hinauslief oder was denn der wirklich wesentliche Inhalt dieser Doktrin war.

Eine erste Antwort auf diese Frage gibt uns schon Marbod von Rennes: Dichtung soll nützlich und angenehm sein, nützlich durch ihren Inhalt, der sich an Geist und Gemüt des Lesers wendet, angenehm durch ihre Form, die den Ohren des Lesers schmeichelt[28]. In bezug auf den Inhalt sind die Ansprüche der Ars poetica bescheiden. Es kommt nicht auf Originalität an. Man darf ruhig von den älteren Dichtern schon behandelte Stoffe wieder aufgreifen, wenn es nur in gefälliger Form geschieht[29]. Der Inhalt soll vor allem der sachlichen oder moralischen Belehrung des Lesers dienen. Um so höher sind die Forderungen, die die Ars poetica an die Form einer Dichtung stellt. Dazu muss man wissen, dass im Mittelalter – ebenso wie in der Antike – laut gelesen wurde[30]. Dichtungen, Briefe, Urkunden, Gesetze und Verordnungen, ja ganze Abhandlungen wurden laut vorgelesen; aber auch der einzelne in seinem stillen Kämmerlein las alles laut. Daher die ständig wiederholten Mahnungen der Rhetoriklehrer, das Ohr des Lesers zu erfreuen[31].

Gleichgültig, ob Poesie oder Prosa – für den Menschen des Mittelalters war die wichtigste Eigenschaft der gehobenen Sprache ihre Musikalität. Das galt natürlich in besonderem Masse für die Dichtung. Der Dichter war auch der Sänger[32]. So schwer es uns fallen mag, wir müssen uns vorstellen, dass jede mittelalterliche Dichtung, ganz gleich, ob in Latein, Mittelhochdeutsch, Altfranzösisch oder Volgare, gesungen oder zumindest rezitativisch, in einer Art von Sprechgesang vorgetragen wurde. Das Versmass, der Rhythmus und der Strophenbau bestimmten die Melodie der Sprache. Diese Melodie wurde verschönt durch die Klangfiguren der Rhetorik, durch Alliteration und Reim, durch Lautmalerei und durch den Cursus, die rhythmischen Kadenzen am Satzschluss[33].

Was in diesem Sinne Dichtung ist, hat schon Matthäus von Vendôme ausgesprochen. Er stellt Forderungen an den Inhalt, an den Wortschatz und an die sprachliche Gestaltung eines Gedichts. In bezug auf den Inhalt soll ein Gedicht feinsinnige Gedanken allgemeinen Charakters enthalten. In bezug auf den Wortschatz soll der Dichter nicht gewöhnliche, sondern kunstvolle, gewählte, bildhafte Ausdrücke benutzen. Und in bezug auf die sprachliche Gestaltung, den modus dicendi, soll der Text mit den Stilmitteln der Rhetorik geschmückt sein[34]. Bei diesem dritten Punkt ist zu

beachten, dass «dicere» mehr bedeutet als blosses «sagen» (loqui). «Dicere» bezeichnet die laute, klangvolle, ja verfremdete Sprache des Zauberers, des Vates, des Sehers und Dichters. «Dicere» ist das feierliche, liturgisch-rezitativische Verkünden[35]. Für das ganze Gedicht aber ist nach Matthäus von Vendôme wesentlich der «ornatus metricae modulationis»[36], also die Ausstattung mit dem metrischen Rhythmus, ja wir dürfen im Mittelalter das Wort «modulatio» auch ruhig übersetzen mit «Melodie»[37]. Noch klarer, wenn auch anderthalb Jahrhunderte später, hat sich zu diesen Fragen kein Geringerer als Dante geäussert. In seinem Traktat «De vulgari eloquentia» (um 1305) sagt er unter anderem: «(Poesis) nichil aliud est quam fictio rhetorica musicaque poita (andere Lesarten: posita oder composita)», also: «Dichtung ist nichts anderes als ein erfundener Text, der gestaltet ist nach den Regeln der Rhetorik und der Musik»[38].

Diese Dichtungslehre ist im Abendland im Grunde bis ins 20. Jahrhundert hinein gültig geblieben. Wenn wir glauben, dass zu einer echten Dichtung gedankliche Tiefe, Bildhaftigkeit des Ausdrucks und – durch gebundene Form bewirkte – Musikalität der Sprache gehören, dann stehen wir in einer uralten Tradition, die erst in unseren Tagen über Bord geworfen wird. Und wenn wir uns nun den Briefstellern zuwenden, werden wir sehen, dass man im 12. Jahrhundert auch auf die kunstvolle Gestaltung der Prosa grössten Wert legte.

Briefsteller

In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts entstand in Oberitalien eine neue Wissenschaft, die Ars dictaminis oder Ars dictandi, also die Kunst des Textes beziehungsweise die Kunst des Verfassens von Texten[39]. Diese letztere Bedeutung hatte im Spätlatein das Wort dictare angenommen, von dem ja auch unser deutsches Wort «dichten» herkommt[40]. Die Ars dictaminis beschäftigte sich allerdings im allgemeinen nur mit dem dictamen prosaicum, nicht mit dem dictamen metricum oder rhythmicum, also nicht mit der metrischen oder rhythmischen Dichtung. Sie wollte nur den guten Prosastil vor allem in Briefen und Urkunden lehren. Regeln dafür hatte es natürlich auch schon früher, in der Grammatik und Rhetorik der Antike und des frühen Mittelalters gegeben, und als Briefmuster hatte man etwa die Sammlungen Cassiodors oder Gregors des Grossen benutzt. Das Neue an der Ars dictandi war, dass sie die Stilregeln systematisch zusammenfasste und die Theorie durch Mustertexte veranschaulichte. Die Ars dictandi hatte einen ungeheuren Erfolg, der bis heute andau-

ert. Das Mittelalter hat uns Tausende von Handschriften mit Briefstellern hinterlassen, und auch heute noch blüht diese Literatur. In jeder grossen Buchhandlung gibt es Briefsteller für private und geschäftliche Korrespondenz, in Deutsch und in Fremdsprachen, und viele Bücher, die uns einen guten Sprachstil beibringen wollen.

Die neue Ars dictandi hatte natürlich eine Vorgeschichte; sie war die Tochter einer viel älteren Wissenschaft, nämlich der Rhetorik. Griechen und Römer hatten diese Wissenschaft bekanntlich sehr gepflegt, vielleicht zu sehr, denn die Rhetorik überwucherte schliesslich die anderen Fachwissenschaften und hat damit vielleicht sogar zum Untergang der antiken Welt beigetragen. Merkwürdigerweise hat die Antike aber, von einer im lateinischen Westen wirkungslos gebliebenen Ausnahme abgesehen, keinen einzigen Briefsteller im strengen Sinne hervorgebracht[41]. Das dürfte kein Zufall sein. Das politische und geistige Leben der Antike beruhte auf der Redekunst. Der Geschichtsschreiber streute erfundene Reden in seine Darstellung ein. Der Philosoph schrieb seine Werke gerne in Form von Dialogen. Ganz anders das Mittelalter! Wichtiger als die Rede wurde hier der Brief. Der Geschichtsschreiber belebte seine Darstellung mit echten oder erfundenen Briefen. Wir haben sogar Beispiele dafür, dass ein Rhetoriklehrer zu zeitgenössischen historischen Ereignissen ganze Briefsammlungen erfand[42]. Der Gelehrte verfasste seine Abhandlungen oft in Form von Briefen[43].

Natürlich gab es auch im Mittelalter Rhetorik; sie gehörte ja zu den sieben freien Künsten und bildete zusammen mit der Grammatik und der Dialektik das sogenannte Trivium. Im Lateinunterricht lernte der Zögling der Dom- oder Klosterschule auch die wichtigsten rhetorischen Kunstmittel kennen und musste sich in der Abfassung von Briefen und Gedichten üben. Nur: ein besonderes Lehrbuch dafür besass er nicht. Die Grammatiken des Donatus und des Priscianus, die Rhetoriken Ciceros und der sogenannte Auctor ad Herennium, Augustins «De doctrina Christiana», Martianus Capella, Cassiodor, Isidor von Sevilla, Beda Venerabilis und Alkuin boten mancherlei zur Rhetorik und zum Sprachstil, aber es waren keine systematischen Lehrbücher des Briefstils. Das gilt auch von dem letzten bedeutenden Vertreter dieser kirchlich-klassischen Rhetorik, den man zu Unrecht lange als Vater der Ars dictandi bezeichnet hat, dem Mönch Alberich von Montecassino (ca. 1030 bis ca. 1105). Sein «Breviarium de dictamine» und seine «Flores rhetorici» stehen vielmehr am Ende einer langen, achtenswerten, aber doch allzusehr theoretisierenden, von den Bedürfnissen des praktischen Lebens ziemlich weit entfernten Tradition[44].

Die eigentliche Briefsteller-Literatur, das, was wir heute «Ars dictandi» nennen, ist in Bologna entstanden. Hier verfasste ein gewisser Adalbertus Samaritanus zwischen 1111 und 1115 eine «Praecepta dictaminum» genannte Abhandlung, bestehend aus allgemeinen Anweisungen für den Briefstil und einem Anhang von 20 Musterbriefen[45]. Bezeichnenderweise war Adalbert Rhetoriklehrer an einer laikalen Schule und polemisierte gegen den Mönch Alberich von Montecassino.

Die weitere Entwicklung der neuen Wissenschaft liegt für uns zum Teil noch im dunkeln, und ich möchte sie daher nur in groben Zügen schildern. Das Wichtigste: Die Ars dictandi hatte sofort einen durchschlagenden Erfolg. Adalbert besass offensichtlich mehrere Schüler, die seine Lehre verbreiteten. Ihre Traktate, die in den dreissiger Jahren des 12. Jahrhunderts entstanden, hat man zum Teil unter dem Namen «Aurea-Gemma-Gruppe» zusammengefasst[46]. Adalbert bekam freilich auch bald Konkurrenz, die bezeichnenderweise von der Domschule in Bologna ausging. Ein gewisser Hugo, der dort Rhetorik lehrte, schrieb zwischen 1119 und 1124 seine «Rationes dictandi prosaice», in denen er zwar manches von Adalbert übernahm, daneben aber wieder stärker an die ältere Rhetorik anknüpfte: an Cicero, an den Auctor ad Herennium und nicht zuletzt an den von Adalbert beiseitegeschobenen Alberich von Montecassino, im übrigen aber durchaus auch eigene Gedanken äusserte[47]. Die Ironie des Schicksals fügte es, dass nicht der Schöpfer der neuen Wissenschaft, sondern sein Nachahmer und Gegner am Ende erfolgreicher war. Denn die wichtigsten Autoren von Briefstellern in den folgenden Jahrzehnten bis etwa 1160, aber auch darüber hinaus, haben viel mehr von Hugo von Bologna als von Adalbertus Samaritanus übernommen. Ich nenne hier nur Hugos Schüler Henricus Francigena, der in Pavia lehrte, die viel benutzten «Rationes dictandi» eines Anonymus aus dem Raum Bologna um 1140, die etwa gleichzeitigen «Praecepta prosaici dictaminis secundum Tullium», die «Introductiones prosaici dictaminis» des Bernhard von Bologna (um 1145), die «Flores dictandi» des Adalbert von Asti und die «Ars dictandi» des Guido von Bologna um 1160[48].

Die neue Wissenschaft blieb aber nicht auf Oberitalien beschränkt. Sehr bald, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, überquerte sie die Alpen und fasste Fuss in Frankreich und Deutschland. Obwohl es in beiden Ländern eine alte Tradition des Rhetorikunterrichts an Dom- und Klosterschulen gab, verhielt man sich gegenüber der Ars dictandi zunächst rein rezeptiv. Man schrieb die aus Oberitalien kommenden Traktate wörtlich ab und ersetzte allenfalls die in den Musterbriefen vorkommenden Eigennamen

durch einheimische Namen, wobei man oft auf die Könige, Fürsten, Bischöfe und Äbte des eigenen Landes zurückgriff, was uns heute zumindest eine annähernde Datierung ermöglicht. Aber schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts kam es auch zu selbständiger Verarbeitung und zu weitgehend neuen Schöpfungen auf dem Gebiet der Briefsteller.

In Frankreich pflegte man die Ars dictandi besonders in den alten Bildungszentren Tours und Orleans. Hier kam es in gewisser Weise sogar zu einer Weiterentwicklung der Briefsteller-Literatur. Während die Italiener vor allem die Bedürfnisse der Praxis im Auge hatten und sich daher eines verhältnismässig einfachen Sprachstils befleissigten, legten die Franzosen mehr Wert auf grammatische und literarische Gesichtspunkte und liessen sich auch von den bei ihnen hochgeschätzten antiken Klassikern anregen. In Orleans, wo ja auch der grosse Vertreter der Vagantenlyrik, Hugo Primas, wirkte, entstand ein neuer, prunkvoll überladener Sprachstil, der bald auch auf Italien und Deutschland übergriff. Man benutzte seltene und gewählte Ausdrücke und schwelgte in schmückenden Beiwörtern, bizarren Wortverbindungen, Wortspielen, Assonanzen und Alliterationen. Im Satzbau bevorzugte man schwerverständliche Konstruktionen. Der Text wurde überladen mit Zitaten aus der Bibel und den Kirchenvätern, aus dem weltlichen und kirchlichen Recht und aus antiken und zeitgenössischen Dichtern[49].

Für die Geschichte der Ars dictandi wurde besonders bedeutsam das alte Kollegiatstift St-Lifard in Meung-sur-Loire, südwestlich von Orleans. Hier lehrte der Kanoniker Bernhard, Verfasser einer umfangreichen, bisher leider nur bruchstückhaft edierten Brief- und Urkundenlehre[50]. Kein anderer Ars-dictandi-Autor hat mit seinem Werk eine solche Wirkung bei Mit- und Nachwelt erreicht. Im theoretischen Teil seiner Brieflehre ist Bernhard von Meung abhängig von Bernhard von Bologna. Originell ist er aber in der Urkundenlehre und vor allem in seinen rund tausend Musterbriefen und Musterurkunden. Da er Notar seiner Stiftskirche war und ausserdem gute Beziehungen zur bischöflichen Kanzlei in Orléans und sogar zur französischen Königskanzlei unterhielt, standen ihm viele echte Briefe und Urkunden zur Verfügung, die er oft ihres individuellen Charakters entkleidete und dadurch in eine allgemein verwendbare Form brachte. Sein Briefsteller wurde dadurch eine wahre Fundgrube nicht nur für schön formulierte Texte, sondern vor allem für die Rechts- und Verwaltungspraxis. Daher erlebte sein Werk inner- und ausserhalb Frankreichs zahlreiche Abschriften, Überarbeitungen und Umformungen.

In Deutschland schrieb man in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts weiterhin italienische und nun auch französische Traktate ab und verfasste Sammlungen von Musterbriefen. Der erste verhältnismässig selbständige Autor scheint der Zisterzienser Baldwin von Viktring in Kärnten gewesen zu sein, der – vielleicht bald nach 1160 – einen für die Unterweisung seiner Mitbrüder bestimmten «Liber dictaminum» verfasste[51]. Danach begegnet uns erst 1193/94 ein «Libellus dictaminum et privilegiorum» eines namentlich nicht bekannten Geistlichen im sächsischen Halberstadt[52]. Das deutsche Sprachgebiet, politisch und kulturell in mancher Beziehung hinter Italien und Westeuropa zurückgeblieben, erlebte auch auf dem Gebiet der Briefsteller-Literatur eine gewisse Blütezeit erst im 13. Jahrhundert.

Wie sah nun eigentlich eine normale Ars dictandi im einzelnen aus? Sie zerfiel zunächst in einen theoretischen Teil und einen Anhang mit Brief- und Urkundenmustern. Der theoretische Teil begann mit einem allgemein gehaltenen Vorwort über Sinn und Nutzen der Ars dictandi oder auch mit einem Widmungs- oder Werbebrief. Dieser Vorspann war bisweilen auch in Gedichtform abgefasst. Daran anschliessend erklärte der Autor die Einteilung seines Stoffes und definierte die wichtigsten Begriffe und die drei Stilarten, die nicht nur in den Dichtungslehren, sondern auch in den Briefstellern eine grosse Rolle spielen[53]. Man unterschied ja einen einfachen, mittleren und gehobenen Sprachstil. Das entsprach dem systematisierenden Denken des Mittelalters, auch wenn der mittlere Stil kaum genau zu bestimmen war. In der Praxis lief es auf den Unterschied zwischen dem einfachen und dem gehobenen Stil hinaus. Es folgten allgemeine Regeln für den Prosastil; sie behandelten die Gliederung des Textes, die grammatischen und stilistischen Fehler, die Redefiguren (Colores rhetorici), den Gebrauch von Sentenzen, schmückenden Beiwörtern und rhythmischen Kadenzen (Cursus), das Spannungsverhältnis zwischen den Teilen eines Satzgefüges und zwischen den Sätzen innerhalb des ganzen Briefes sowie die entsprechende Zeichensetzung. Die eigentliche Lehre vom Brief befasste sich mit dessen verschiedenen Arten und Teilen. Gewöhnlich unterschied man fünf Teile: Salutatio, Captatio benevolentiae (auch Prologus, Exordium oder ähnlich), Narratio, Petitio und Conclusio, also: die Grussformel; die Einleitung, die den Empfänger günstig stimmen sollte; die eigentliche Mitteilung; gegebenenfalls eine Bitte und eine Schlussformel.

Der wichtigste Teil des Briefes war natürlich, dem ständischen Denken des Mittelalters entsprechend, die Grussformel[54]. Wie man einen Höher- oder Niedrigergestellten oder einen Gleichran-

gigen anzureden habe, wie ein Geistlicher einen Laien oder ein Laie einen Geistlichen zu grüssen habe usw., das war für einen mittelalterlichen Menschen überaus wichtig, und es entstanden schliesslich umfangreiche Systematiken, in denen alle nur denkbaren, bisweilen auch grotesken Fälle behandelt wurden. Solche Regeln spielen übrigens auch noch in den Briefstellern der Neuzeit eine grosse Rolle.

Nach dem Brief kam die Lehre von der Urkunde. Die Autoren definierten den Begriff «Urkunde», behandelten die verschiedenen Teile einer Urkunde, ähnlich, wie es der Historiker heute noch tut, gaben Regeln für die Herstellung einer Urkunde und äusserten sich oft auch über Schrift, Siegel, Notariatszeichen und Unterschriften.

Gelegentlich fügten die Autoren schon in den theoretischen Abschnitt Musterbeispiele von Briefen und Urkunden oder deren Teilen ein, meist aber fassten sie solche Mustertexte in einem besonderen Anhang zusammen. Diese Anhänge sind für den Forscher, der einen Briefsteller als historische Quelle benutzen will, natürlich das Interessanteste, aber auch das Schwierigste. Denn er steht hier oft vor der Frage, ob die in einer Ars dictandi überlieferten Briefe und Urkunden echt sind oder wenigstens eine historische Tatsache berichten oder ob sie völlig frei erfunden sind. Auch bei dieser Quellengattung sollte man sich vor übermässiger Skepsis hüten und nicht überall Fiktionen wittern. Aus dem 12. Jahrhundert besitzen wir zwar nur wenige Originalbriefe, die man mit den Musterbriefen in den Artes dictandi vergleichen könnte. Vor einigen Jahren sind aber in dem Archiv des mittelitalienischen Städtchens Montegiorgio 19 Originalbriefe aus der Zeit um 1235 aufgetaucht, die erstaunliche Anklänge an die Musterbriefe des zeitgenössischen Rhetoriklehrers Guido Faba von Bologna aufweisen[55]. Damit ist zumindest in einem Fall bewiesen, dass Briefsteller keine blosse Theorie waren, sondern auch im praktischen Leben benutzt worden sind. Und damit kommen wir zu einer weiteren, sehr wichtigen Frage: Warum ist gerade in Oberitalien und zu Beginn des 12. Jahrhunderts die neue Wissenschaft der Briefsteller entstanden? Wer diese Frage beantworten will, wird verschiedene Gründe anführen müssen[56]. Zunächst die äusseren:

Im Rechtsleben, in der Verwaltung, im Handel und Gewerbe der aufblühenden Städte Oberitaliens spielte die Schriftlichkeit schon eine grosse Rolle. Daher war es für viele Bürger wichtig und notwendig, Briefe und Urkunden abfassen zu können. Diese Kunst zu erlernen war in Oberitalien leichter als anderswo. Latein war, wenn auch in Form des Volgare, immer noch Umgangssprache. Bildung war kein Monopol der Geistlichkeit. Es gab auch laikale

Schulen, und viele Bürger waren des Lesens und Schreibens kundig. Kein Wunder, dass hier ein Bedürfnis nach Unterricht in der Brief- und Urkundensprache bestand, dass entsprechende Lehrbücher eine gute Aufnahme fanden und dass die Ars dictandi einen solchen Aufschwung nahm.

Zur Erklärung dieses Vorgangs muss man aber noch andere, innere Gründe heranziehen. Ich möchte sie in drei Stichworten zusammenfassen: Rationalisierung, Verwissenschaftlichung, Säkularisierung.

Rationalisierung: Mit der Entfaltung des Handels, des Gewerbes, des Geldwesens, der privaten Rechtsgeschäfte und nicht zuletzt der kommunalen Selbstverwaltung in den zur Freiheit von ihren bischöflichen Herren gelangten Städten mussten immer mehr Angelegenheiten schriftlich erledigt werden. Die neue bürgerliche, frühkapitalistische Gesellschaft vereinfachte und rationalisierte sowohl den geschäftlichen wie den privaten Schriftverkehr durch Formulare, wie sie in den Briefstellern zu finden waren.

Verwissenschaftlichung: Das 12. Jahrhundert bringt in weiten Gebieten Europas eine neue Wissenschaftlichkeit hervor, die bekanntlich in der Entstehung der modernen Rechtswissenschaft ihren Höhepunkt erreicht. Dieser Vorgang wiederum hängt eng zusammen mit der Entstehung der Ars dictandi. Denn in den städtischen Schulen Oberitaliens sehen wir den Unterricht in der Rhetorik und in der Ars dictandi verknüpft mit der Unterweisung in der – gewiss noch primitiven – Rechtskunde. In diesen Schulen haben wir aber sicher die Vorstufen der ältesten Universitäten vor uns. Und auch hier spielt das Bürgertum eine wichtige Rolle in Gestalt von städtischen Richtern, Notaren und Advokaten. Und so, wie man den überlieferten Rechtsstoff überprüfte und systematisch bearbeitete, so sichtete man kritisch auch die traditionelle Rhetorik, entledigte sich des theoretischen Ballasts und schuf knappe, klare Lehrbücher für die Praxis.

Säkularisierung: Und schliesslich wurzelt auch die Ars dictandi in dem, was man vielleicht die Säkularisierungsbewegung des 12. Jahrhunderts nennen darf, also zum einen in der Befreiung vom klerikalen Bildungsmonopol – auch der Laie lernt jetzt, Briefe und Urkunden abzufassen – und zum andern in einer neuen Diesseitigkeit, einer neuen Zuwendung zur Welt. Sie wird für uns auch und gerade in den Briefstellern erkennbar: sowohl in dem erotischen und frivolen Inhalt so mancher Musterbriefe wie auch in dem Umfang, in dem sie uns den bürgerlichen Alltag und seine Probleme schildern – eine Welt, von der wir bis dahin kaum etwas wussten.

Damit haben wir die Entstehung und Entwicklung der Ars

dictandi im 12. Jahrhundert wenigstens in den Grundzügen dargestellt und wollen nur noch kurz auf die Frage eingehen, wie denn nun – nach Meinung unserer Briefsteller – gute Prosa aussehen sollte. Erste Voraussetzung für einen guten Prosastil ist, dass der Verfasser – im Mittelalter heisst er «dictator» – die lateinische Grammatik beherrscht[57]. Es genügt aber nicht, grammatisch korrekt zu schreiben; der Diktator muss auch auf klare Satzkonstruktionen bedacht sein. Dazu verhilft ihm die richtige Anwendung der sogenannten «positiones», also von Adverbien und Konjunktionen, die sich möglichst paarweise entsprechen sollen, also etwa in «adversativer» Form: «licet – tamen», «wenn auch – so doch». Damit soll erreicht werden, dass das Satzgefüge nicht zu einer blossen Anhäufung von Teilsätzen wird, sondern eine durchsichtige, logische Struktur erhält[58]. Zweitens muss sich der Diktator entscheiden, in welcher Stilart er schreiben will, ob in schlichter, mittlerer oder gehobener Sprache. Das wiederum hängt davon ab, welchen Gegenstand er behandelt und an welche Adressaten er sich wendet. Drittens benötigt der Diktator die Kenntnis der Rhetorik. Er muss seinen Text schmücken mit Wort- und Klangfiguren, mit Metaphern und Topoi, wenigstens soweit das der von ihm gewählten Stilart entspricht. Und viertens bedarf auch die Prosa einer gewissen Rhythmik. Der Diktator erzeugt sie durch die Verwendung der Distinktionen und des Cursus.

Distinktionen: In der Rhetorik des Mittelalters heisst ein einzelnes Wort «dictio». Mehrere Wörter bilden einen Teilsatz (distinctio), mehrere Teilsätze ein Satzgefüge (clausula). Ein gutes Satzgefüge besteht aus drei Teilsätzen. Der erste Teilsatz (distinctio suspensiva) versetzt den Hörer in Spannung und bewirkt, dass er noch mehr hören will. Der zweite Teilsatz (distinctio quasi finalis oder constans) hält den Hörer weiter in Spannung, lässt ihn aber schon vermuten, worauf der Sprecher hinaus will. Der dritte Teilsatz (distinctio finalis oder finitiva) löst die Spannung des Hörers und lässt ihn das ganze Satzgefüge verstehen[59]. Als Beispiel diene das Exordium einer Urkunde Kaiser Friedrichs II. von 1236[60]:

Imperialis excellentia sui nominis titulos ampliat et extollit,
cum innate benignitatis gratia fidelium merita prospicit,
et iustas eorum favorabiliter petitiones admittit.
Die kaiserliche Erhabenheit vermehrt und erhöht den Ruhm ihres Namens,
wenn sie in der ihr angeborenen Güte die Verdienste der Getreuen gnädig betrachtet,
und deren berechtigte Bitten wohlwollend entgegennimmt.

In guter Prosa stehen nun nicht nur die Teilsätze eines Satzgefü-

ges, sondern auch die verschiedenen Satzgefüge des gesamten Textes zueinander in einem Verhältnis von Spannung und Lösung. Nach den drei Distinktionen richtete sich auch die mittelalterliche Zeichensetzung, die nicht von grammatisch-logischen, sondern von rhythmischen und sprechtechnischen Gesichtspunkten bestimmt war[61].

Cursus: Im Verlauf des 12. Jahrhunderts übernahmen die Briefsteller auch den in der Liturgie und in der päpstlichen Kanzlei schon längst heimischen «Cursus», also die rhythmischen Kadenzen am Ende jedes Satzes. Man unterschied vor allem drei Formen, den Cursus planus (Daktylus und Trochäus, «mágna fecísset»), den tardus (zwei Daktylen, «óre prophético») und den velox (Daktylus und zwei Trochäen, «sáecula sáeculórum»)[62].

Mit alledem, dem grossen Rhythmus der Distinktionen und dem kleinen Rhythmus des Cursus, konnte der Diktator in seinen Text eine gewisse Sprachmelodie hineinbringen, die zusammen mit den Klangfiguren der Colores rhetorici die Musikalität der Prosa bewirkte. Gute Schriftsteller haben sich übrigens zu allen Zeiten, bewusst oder unbewusst, um eine solche Musikalität bemüht, und in den romanischen Sprachen achtet der Gebildete oft auch heute noch auf die Harmonie des Satzbaues, auf den Rhythmus der Wortfolge, auf den Wortklang und auf die verborgene, beim lauten Lesen aber erkennbare Melodie der Sprache. Diese Musikalität war im Mittelalter besonders wichtig, weil damals viele Urkunden und Briefe öffentlich vorgelesen oder, besser gesagt, rezitativisch, in einem an die Liturgie erinnernden Sprechgesang vorgetragen wurden[63].

Dichtungslehren und Briefsteller treffen sich also im gemeinsamen Bemühen um die Schönheit und Ausdrucksfähigkeit der Sprache. Dass man sich darum gerade im 12. Jahrhundert bemühte, war kein Zufall. Das frühe Mittelalter hatte wenig über das Wesen und die Struktur der Sprache nachgedacht. Man betrachtete die Sprache, vor allem das Lateinische, das zusammen mit dem Hebräischen und dem Griechischen die drei heiligen Sprachen bildete, als etwas Feststehendes, Unveränderliches. Die Theorie sah, kurz zusammengefasst, etwa folgendermassen aus: Gott hat dem Menschen die Sprache verliehen. Die Sprache ist ein Spiegel der Wirklichkeit. Die Begriffe sind die Abbilder der Dinge. Nicht die Menschen, sondern die Dinge selbst haben die Begriffe geschaffen. Die Begriffe, die Wörter können auch den geistigen Sinn, den sensus spiritualis, offenbaren, den Gott bei der Schöpfung in jedes Ding hineingelegt hat[64]. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist das lateinische Wort mors, Tod, das die mittelalterliche Etymologie von morsus, Biss, ableitete. Durch den Biss Adams in den Apfel

geschah der Sündenfall, durch den der Tod in die Welt gekommen ist[65].

Diese gewiss tiefsinnige, aber auch völlig unwissenschaftliche Sprachphilosophie nahm man wie eine geoffenbarte Wahrheit hin. Die Grammatiker des frühen Mittelalters beschränkten sich daher auf die Erläuterung der Lehrbücher des Priscianus und des Donatus. An diesen beiden Autoren zweifelte man nur, wenn sie irgendwo mit der Grammatik der lateinischen Bibel nicht übereinstimmten[66]. Im 12. Jahrhundert kam es hier zu einer Wende. Man besass jetzt die wichtigsten Werke des Aristoteles in lateinischen Übersetzungen und begann damit, die aristotelische Logik auf die Grammatik anzuwenden. Es entstand die sogenannte Sprachlogik[67]. Auch sie war von der modernen Sprachwissenschaft noch weit entfernt, stellte aber in zwei Punkten einen Fortschritt dar. Zum einen erschütterte sie die bis dahin unangefochtene Autorität der alten Grammatiker, und zum andern versuchte sie, den Grammatikstoff systematisch und rational zu bearbeiten. Darüber hinaus begann man nun auch, über das Verhältnis zwischen den Begriffen und den durch sie bezeichneten Dingen kritisch nachzudenken, und entfernte sich bald von der naiven Auffassung des frühen Mittelalters. Die Begriffe wurden nicht mehr als etwas Wesenhaftes betrachtet, sondern nur noch als Abstraktionen des menschlichen Geistes oder gar als blosse Wörter – der berühmte «Universalienstreit» zwischen «Realisten» und «Nominalisten».

Vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund muss man auch unsere Dichtungslehren und Briefsteller sehen. Auch sie emanzipieren sich von den alten Autoritäten. Auch sie versuchen, den überlieferten Stoff wissenschaftlich zu bearbeiten und nach logischen Kategorien rational zu ordnen. Und auch sie säkularisieren, indem sie Stilmittel der Rhetorik, die einst vor allem der sakralen Sprache vorbehalten waren, für weltliche Dichtungen und nüchterne Geschäftsbriefe verwenden.

Und so dürfen wir vielleicht abschliessend sagen, dass in ihrem Bereich auch die Dichtungslehren und Briefsteller teilhaben an dem grossen geistigen Umbruch des 12. Jahrhunderts, der gewiss manche ehrwürdige Tradition über Bord geworfen hat, aber auch ein grosser Schritt vorwärts war auf dem Weg des Abendlandes zur modernen Wissenschaft.

Anmerkungen

1 Dazu etwa Hans Liebeschütz: Das zwölfte Jahrhundert und die Antike, Archiv für Kulturgeschichte 35, 1953, S. 247–271.

2 Neben dem berühmten Buch von Charles H. Haskins: The Renaissance of the Twelfth Century. Cambridge, Mass. 1927, möchte ich an neueren Werken nennen: Twelfth-Century Europe and the Foundations of Modern Society. Edited by Marshall Clagett, Gaines Post and Robert Reynolds. Madison 1961; Entretiens sur la Renaissance du 12e siècle, sous la direction de Maurice de Gandillac et Edouard Jeauneau. Paris 1968; Christopher Brooke: The Twelfth Century Renaissance. London 1969; Sidney R. Packard: 12th Century Europe. Amherst 1973.

3 Dazu zuletzt (mit weiteren Literaturhinweisen) Horst Fuhrmann: Einfluss und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen 1 (Schriften der Monumenta Germaniae historica 24). Stuttgart 1972, S. 106f.

4 Vgl. etwa Paul Lehmann: Vom Leben des Lateinischen im Mittelalter, in: Paul Lehmann: Erforschung des Mittelalters. Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze. Leipzig 1941, S. 62–81; Otto Schumann: Die lateinische Literatur als geschichtliche Gesamterscheinung, Romanische Forschungen 60, 1947, S. 605–616, wiederabgedruckt in: Mittellateinische Dichtung. Ausgewählte Beiträge zu ihrer Erforschung. Herausgegeben von Karl Langosch. Darmstadt 1969, S. 8–21; Wolfram von den Steinen: Das mittelalterliche Latein als historisches Phänomen, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 7, 1957, S. 1–27.

5 Überliefert im Chronicon des Franciscus Pipini, in: L. A. Muratori: Rerum Italicarum Scriptores 9. Mediolani 1726, Sp. 628 (I 47), dazu Léopold Delisle: Les écoles d'Orléans au douzième et au treizième siècle, Annuaire-Bulletin de la Société de l'histoire de France 1869, S. 154. Andere Wortkunstwerke verzeichnet Hans Walther: Lateinische Verskünsteleien des Mittelalters, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 91, 1962, S. 330–350.

6 Dafür grundlegend das bekannte Werk von Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern ^{2}1954.

7 Vgl. Paul Lehmann: Die Vielgestalt des zwölften Jahrhunderts, Historische Zeitschrift 178, 1954, S. 225–250, besonders S. 235ff. Im übrigen sei auf die bekannten Darstellungen von Max Manitius: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters 3. München 1931, und F. J. E. Raby: A History of Christian Latin Poetry from the Beginnings to the Close of the Middle Ages. Oxford 1927, und derselbe: A. History of Secular Latin Poetry in the Middle Ages. Oxford 1934, verwiesen.

8 Vgl. allgemein Dag Norberg: La poésie latine rythmique du haut Moyen Age. Stockholm 1954, und derselbe: Introduction à l'étude de la versification latine médiévale. Stockholm 1958, sowie Paul Klopsch: Einführung in die mittellateinische Verslehre. Darmstadt 1972.

9 Vgl. August Buck: Italienische Dichtungslehren vom Mittelalter bis zum Ausgang der Renaissance. Tübingen 1952, S. 7.

10 Cicero: De inventione, De oratore; Horaz: Epistula II 3 (die sogenannte Ars poetica); (Cicero) Ad Herennium de ratione dicendi (Rhetorica ad Herennium).

11 Vgl. Paul Lehmann: Die Institutio oratoria des Quintilianus im Mittelalter, in: Paul Lehmann: Erforschung des Mittelalters. Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze 2. Stuttgart 1959, S. 1–28.

12 Beste Einführung: Leonid Arbusow: Colores rhetorici. 2., durchgesehene und vermehrte Auflage, herausgegeben von Helmut Peter. Göttingen 1963.

13 Eine zusammenfassende Darstellung der Haltung des mittelalterlichen Christentums zur antiken Dichtung habe ich nicht gefunden. Negative Äusserungen einzelner Autoren sind zahlreich. Manches bei Eduard Norden: Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance 2.

Leipzig 1898, S. 688ff. und öfter; Curtius (s. Anm. 6) S. 58ff. und öfter; R. Düchting: «Ars poetica, Ars versificatoria», in: Lexikon des Mittelalters 1. München – Zürich 1977ff., Sp. 1048–1051. – Für die Stellungnahme der Kirchenväter vgl. die beiden Bücher von Harald Hagendahl: Latin Fathers and the Classics. Göteborg 1958, und: Augustine and the Latin Classics. Stockholm 1967.

14 Vgl. etwa die Äusserungen Boncompagnos in seinem Tractatus virtutum, Carl Sutter: Aus Leben und Schriften des Magisters Boncompagno. Freiburg i.B. 1894, S. 61. Zum Sermo humilis überhaupt Erich Auerbach: Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter. Bern 1958, S. 25–63.

15 Gregorii I papae registrum epistolarum ed. P. Ewald et L. M. Hartmann (Monumenta Germaniae Historica, Epistolarum tomus I). Berlin 1891, S. 357, Z. 40–41 (Ep. V 53).

16 Vgl. etwa Curtius (s. Anm. 6) S. 67ff., und Horst Rüdiger, in: Herbert Hunger und andere: Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur 1. Zürich 1961, S. 515.

17 Winthrop Wetherbee: Platonism and Poetry in the Twelfth Century. The Literary Influence of the School of Chartres. Princeton, N. J. 1972.

18 Vgl. Manitius (s. Anm. 7) S. 719–730. Über Marbod und die Dichtungslehren des 12. Jahrhunderts überhaupt: Hennig Brinkmann: Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle/Saale 1928, S. 29ff.

19 Druck in: J.-P. Migne: Patrologia Latina. Paris 1844–1864, Bd. 171, Sp. 1687–1692.

20 Ebenda Sp. 1693–1694, und in Walter Bulst: Marbodi Episcopi Redonensis Liber decem capitulorum. Heidelberg 1947, S. 5–6.

21 Edmond Faral: Les arts poétiques du XII^{e} et du XIII^{e} siècle. Paris 1924, S. 106–193, und dazu ergänzend Farals Aufsatz: Le manuscrit 511 du «Hunterian Museum» de Glasgow. Notes sur le mouvement poétique et l'histoire des études littéraires en France et en Angleterre entre les années 1150 et 1225, Studi medievali n. s. 9, 1936, S. 18–121. – Die Poetik des Bernardus Silvestris, falls es sie überhaupt gegeben hat, ist bisher nicht identifiziert worden; vgl. zuletzt Hans-Jürgen Gräbener: Gervais von Melkley. Ars poetica. Münster i. Westfalen 1965, S. XXV–XXVII.

22 Vgl. Manitius (s. Anm.7), S. 737–747.

23 Wilhelm Wattenbach: Ein poetischer Briefsteller von Matthäus von Vendôme, in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. Classe 1872, S. 561–631. Zu diesem Werk zuletzt Franco Munari: Sulle «Epistulae» di Matteo di Vendôme, Studi medievali, serie terza, 15, 1, 1974, S. 349–361, und derselbe: Zum Briefsteller des Matthäus von Vendôme. *Mittellateinisches Jahrbuch* 14, 1979, S. 200–203.

24 Faral: Les arts poétiques (s. Anm. 21), S. 180.

25 Ausgabe: Faral: Les arts poétiques, S. 194–262; vgl. Ernest Gallo: The Poetria Nova and its Sources in Early Rhetorical Doctrine. Den Haag – Paris 1971.

26 Manitius (s. Anm. 7), S. 751f.

27 Ausgabe: Faral: Les arts poétiques, S. 263–320. Vgl. Roger P. Parr: Geoffrey of Vinsauf. Documentum de modo et arte dictandi et versificandi. Translated from the Latin. With an introduction. Milwaukee, Wisconsin 1968.

28 Migne (s. Anm. 19), Bd. 171, Sp. 1693. Der Gedanke ist freilich schon antik; vgl. Horaz: Epist. II 3, Verse 333–334.

29 Matthäus von Vendôme, Faral, Les arts poétiques S. 167 und 180.

30 Josef Balogh: Voces Paginarum. Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens, Philologus 82, 1927, S. 84–109, 202–240; H. J. Chaytor: The Medieval Reader and Textual Criticism, Bulletin of the John Rylands Library

Manchester 26, 1942, S. 49–56; Francesco Di Capua: Osservazioni sulla lettura e sulla preghiera ad alta voce presso gli antichi, in: Francesco Di Capua: Scritti minori 1. Roma 1959, S. 1–40.

31 Vgl. etwa Faral: Les arts poétiques (s. Anm. 21), S. 151, 154, 162, 257 und öfter.

32 Schon Boethius rechnete die Dichter zu den Musikern; vgl. Institutio musica I 34, ed. Godofredus Friedlein. Leipzig 1867, S. 225. – Für die alt- und mittelhochdeutsche Literatur vgl. Friedrich Ackermann: Zum Verhältnis von Wort und Weise im Minnesang, Wirkendes Wort 9, 1959, S. 300–311; Christoph Petzsch: Otfrids «Cantus lectionis», Euphorion 56, 1962, S. 397–401; Ewald Jammers: Ausgewählte Melodien des Minnesangs. Einführung, Erläuterungen und Übertragung. Tübingen 1963, besonders S. 16ff.; Ewald Jammers: Das mittelalterliche deutsche Epos und die Musik, in: Ewald Jammers: Schrift, Ordnung, Gestalt. Gesammelte Aufsätze zur älteren Musikgeschichte. Bern 1969, S. 105–171. – Einen Forschungsbericht gibt Christoph Petzsch in seinem Aufsatz: Text-Form-Korrespondenz beim Vortrag mittelalterlicher Verse, auch bei der «Tageweise» Albrecht Leschs, in: Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken. Stuttgart 1979, S. 412–446.

33 Vgl. Norberg: Introduction (s. Anm. 8), S. 136–160; ferner Ewald Jammers: Der Vortrag des lateinischen Hexameters im frühen Mittelalter, Quadrivium 2, 1958, S. 16–31.

34 Faral: Les arts poétiques (s. Anm. 21), S. 153 (II 9), S. 154 (II 10, 11).

35 Jammers (s. Anm. 33), S. 16.

36 Faral, Les arts poétiques, S. 179 (III 52).

37 Vgl. Jammers: Das mittelalterliche deutsche Epos (s. Anm. 32), S. 129; ferner Dante Alighieri: De vulgari eloquentia, ridotta a miglior lezione, commentato e tradotto da Aristide Marigo. Terza edizione a cura di Pier Giorgio Ricci (Opere di Dante. Nuova edizione 6). Florenz 1957, S. 395, Stichwort «Modulatio».

38 Dante (s. Anm. 37), S. 188 (II, IV 2).

39 Vgl. die kurze Zusammenfassung mit Literaturübersicht in meinem Artikel «Ars dictaminis, Ars dictandi», in: Lexikon des Mittelalters 1. München – Zürich 1977ff., Sp. 1034–1039.

40 Vgl. A. Ernout: Dictāre «Dicter», allem. Dichten, Revue des Etudes latines, 29e année 1951, Paris 1952, S. 155–161.

41 Demetrios (von Alexandrien?), zwischen dem 2. Jahrhundert vor und dem 1. Jahrhundert nach Christus anzusetzen, hat mit seinem Briefsteller «Peri hermeneias» nur in Byzanz weitergewirkt; die römische Literatur hat überhaupt keine Ars dictandi hervorgebracht; vgl. Wilhelm Christ: Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft 7). München ^{4}1905, S. 613f., und Sykutris: Epistolographie, in: Pauly-Wissowa: Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Supplementband 5. Stuttgart 1931, Sp. 190f.

42 Zwei in neuerer Zeit veröffentlichte Sammlungen dieser Art: Franz-Josef Schmale: Eine thüringische Briefsammlung aus der Zeit Adolfs von Nassau, Deutsches Archiv 9, 1952, S. 464–512, und Max Weltin: Die «Laaer Briefsammlung». Eine Quelle zur inneren Geschichte Österreichs unter Ottokar II. Premysl. Wien 1975. – Auf Rede und Brief als bezeichnende Ausdrucksformen der Antike bzw. des Mittelalters hat übrigens schon Haskins, The Renaissance (s. Anm. 2), S. 138 hingewiesen.

43 Ich erinnere nur an Petrus Damiani im 11., Gerhoch von Reichersberg im 12. Jahrhundert.

44 Dies die wichtige Feststellung von Franz-Josef Schmale; vgl. dessen Aufsatz:

Die Bologneser Schule der Ars dictandi, Deutsches Archiv 13, 1957, S. 16–34; zuletzt Vincenzo Licitra: Il mito di Alberico di Montecassino iniziatore dell'«Ars dictaminis», Studi medievali, serie terza 18,2, 1977, S. 609–627.

45 Franz-Josef Schmale: Adalbertus Samaritanus, Praecepta dictaminum (Monumenta Germaniae Historica, Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 3). Weimar 1961.

46 Vgl. zuletzt Heinz-Jürgen Beyer: Die Frühphase der «Ars dictandi», Studi medievali, serie terza 18,2, 1977, S. 19–43.

47 Ediert von Ludwig Rockinger: Briefsteller und formelbücher des eilften bis vierzehnten jahrhunderts (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte 9). München 1863–1864, S. 47–94.

48 Henricus Francigena: Bisher ediert nur die Briefmuster (von Botho Odebrecht, Archiv für Urkundenforschung 14, 1936, S. 231–261) und das Vorwort zu seiner «Aurea Gemma» (von Ernst H. Kantorowicz, Mediaevalia et Humanistica 1, 1943, S. 56f.). – «Rationes dictandi»: Rockinger (s. Anm. 47), S. 9–28 (hier fälschlich dem Alberich von Montecassino zugeschrieben). – «Praecepta prosaici dictaminis secundum Tullium»: Ediert von Franz-Josef Schmale, phil. Dissertation Bonn 1950. – Bernhard von Bologna: Teileditionen von Hermann Kalbfuss, Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 16,2, 1914, S. 1–35, und von Virgilio Pini: Bernardus Bononiensis. Bologna 1969. – Die Traktate des Adalbert von Asti und des Guido von Bologna sind noch unveröffentlicht.

49 Vgl. Hans Martin Schaller: Die Kanzlei Kaiser Friedrichs II. Ihr Personal und ihr Sprachstil II, Archiv für Diplomatik 4, 1958, S. 274f. mit weiterführenden Literaturhinweisen.

50 Über ihn zuletzt Hans Martin Schaller: Bernhard von Meung, in: Lexikon des Mittelalters 1, München – Zürich 1977ff.

51 Baldwini Liber dictaminum, ed. Sándor Durzsa, Quadrivium 13, 2, 1972, S. 3–41. Vgl. ferner Dieter Schaller: Baldwin von Viktring. Zisterziensische ars dictaminis im 12. Jahrhundert, Deutsches Archiv 35, 1979, S. 127–137.

52 Walter Zöllner: Die Halberstädter Ars dictandi aus den Jahren 1193/94 nach der Handschrift der Österreichischen Nationalbibliothek, Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 13, 1964, S. 539–556.

53 Grundlegend Franz Quadlbauer: Die antike Theorie der genera dicendi im lateinischen Mittelalter (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 241, 2. Abhandlung). Wien 1962.

54 Beyer (s. Anm. 46), S. 25f. sieht in der Salutationslehre sogar den Ausgangspunkt der Ars dictandi und das eigentlich Neue gegenüber der älteren Rhetorik.

55 Wolfgang Hagemann: Studien und Dokumente zur Geschichte der Marken im Zeitalter der Staufer, V: Montegiorgio I, Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 52, 1972, S. 208–396, besonders S. 338–343.

56 Das Folgende verdankt vieles dem schönen Aufsatz von Franz-Josef Schmale: Zu den Anfängen bürgerlicher Kultur im Mittelalter, Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 58, 1963, S. 149–161. Vgl. auch Franz-Josef Schmale: Das Bürgertum in der Literatur des 12. Jahrhunderts, in: Probleme des 12. Jahrhunderts (Vorträge und Forschungen. Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 12). Konstanz 1968, S. 409–424.

57 Vgl. Adalbertus Samaritanus, ed. Schmale (s. Anm. 45), S. 31.

58 Zusammenfassung bei Schaller (s. Anm. 49), S. 318f.

59 Zusammenfassung bei Schaller (s. Anm. 49), S. 317f. Zu diesem Thema neuerdings M. Hubert: Le vocabulaire de la «ponctuation» aux temps médié-

vaux, Archivum Latinitatis Medii Aevi 38, 1972, S. 57–167; 39, 1974, S. 81–84.

60 Böhmer-Ficker: Regesta Imperii 5. Innsbruck 1881–82, S. 428 Nr. 2162. Druck: Huillard-Bréholles: Historia diplomatica Friderici Secundi 4,2. Parisiis 1855, S. 845.

61 Grundlegend Francesco Novati: Di un'Ars punctandi erroneamente attribuita a Francesco Petrarca, Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere, Rendiconti serie 2, 42. Milano 1909, S. 83–118. Die mittelalterlichen Zeugnisse jetzt gesammelt von M. Hubert: Corpus stigmatologicum minus, Archivum Latinitatis Medii Aevi 37, 1970, S. 5–171; 39, 1974, S. 55–80.

62 Aus der reichen Literatur zum Cursus möchte ich hier nur nennen Harry Bresslau: Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien 2,1. Leipzig ²1931, S. 361–370; Aristide Marigo: Il «cursus» nella prosa latina dalle origini cristiane ai tempi di Dante, Atti e memorie della R. Accademia di scienze lettere ed arti in Padova, N. S. 47, 1931, S. 321–356, und Marian Plezia: L'origine de la théorie du cursus rythmique au XII^e siècle, Archivum Latinitatis Medii Aevi 39, 1974, S. 5–22.

63 Vgl. Schaller (s. Anm. 49), S. 323f.; ausführlich jetzt Heinrich Fichtenau: Bemerkungen zur rezitativischen Prosa des Hochmittelalters, in: Heinrich Fichtenau: Beiträge zur Mediävistik 1. Stuttgart 1975, S. 145–162. Belege dafür, dass mittelalterliche Urkunden «rezitiert» worden sind, liessen sich übrigens leicht vermehren.

64 Bahnbrechend der Aufsatz von Friedrich Ohly: Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 89, 1958, S. 1–23.

65 Vgl. Roswitha Klinck: Die lateinische Etymologie des Mittelalters. München 1970, S. 108–111, und neuerdings, Klinck zum Teil berichtigend und ergänzend, Horst Fuhrmann: Der Adamsapfel oder die Wirklichkeit im Bild, in: Europäische Sachkultur des Mittelalters, Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 4. Wien 1980. S. 21–28.

66 M.-D. Chenu, Grammaire et théologie aux XII^e et XIII^e siècles, Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Age 10/11, 1935–1936, S. 5–28; Jan Pinborg: Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter. Münster i. Westfalen 1967, S. 21.

67 Neben Pinborg (s. Anm. 66), vgl. etwa H. Roos: Sprachdenken im Mittelalter, Classica et Mediaevalia 9, 1947, S. 200–215; Hans Arens: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg – München ²1969, S. 35–61. Anregend Hans Bayer: Zur Soziologie des mittelalterlichen Individualisierungsprozesses, Archiv für Kulturgeschichte 58, 1976, S. 115–153, besonders S. 144–151.